

Waldbrandgefahr!

„Kindheitserinnerungen aus dem Teutoburger Wald“

von Ingo Denart

Wie ich bereits in anderen Geschichten erwähnte, waren Andi und ich wie versessen aufs Budenbauen im Wald. Da wir bei Wind und Wetter unterwegs waren, benötigten wir diese geschützten Treffpunkte, wo wir einen Regenschauer abwarten oder uns, durchgefroren vom eisigen Wind in den kalten Jahreszeiten, aufwärmen konnten.

Dabei wurden unsere Ansprüche an den Komfort, den unser Versteck bieten sollte, von Mal zu Mal immer höher. Bis wir letztlich, inspiriert durch den Treffpunkt der drei Fragezeichen (eine Jugendbuchserie, die 1968 erschien), ein Zimmer in meinem Geburtshaus, einem alten Fachwerkgemäuer, welches damals schon seit Jahren leer stand und dem Verfall überlassen wurde, zu unserem Hauptquartier erkoren. Doch bis dahin sollten sich unsere eigenen architektonischen Fertigkeiten von Bauwerk zu Bauwerk weiter entwickeln.

Bei mir begann die Faszination des Budenbauens, als ich Andi noch gar nicht kannte. Sie gipfelte später sogar für eine Zeit in dem Wunsch, Architektur zu studieren, doch das Leben hatte schließlich andere Pläne mit mir. Aber zurück zum eigentlichen Thema.

Ich war noch in der Grundschule, als meine beiden älteren Brüder am Rand unseres Grundstücks, wo mächtige Eichen den Beginn des Waldes markierten, ein Baumhaus errichteten. Beide sind einige Jahre älter als ich, und als Handwerker war ich damals noch nicht zu gebrauchen – ich wäre ihnen nur im Weg gewesen. Trotzdem faszinierte es mich, und ich habe meinen Brüdern dabei oft heimlich aus dem Schutz eines Gebüschs heraus zugesehen.

Als sie es dann fertig gestellt hatten, gelangte man auch nur über ein Seil, an dem man sich hinaufhängeln musste, auf die Plattform in luftiger Höhe, die von den gewaltigen Ästen einer Eiche getragen wurde. Für mich war es damals ein unüberwindbares Hindernis. Sogar einen gusseisernen Ofen wollten sie später dort installieren, ich habe bis heute keine Ahnung, wo sie den her hatten. Aber dazu kam es nicht mehr, auch sie entwickelten irgendwann ganz plötzlich andere Interessen. Der Ofen blieb am Boden, und Farne und Laub nahmen ihn in Besitz, so dass er nach und nach in Vergessenheit geriet.

Die Evolution unserer Verstecke begann mit einer schlichten Erdmulde, die in der Nähe unseres Schulwegs zur Bushaltestelle an der Sternschanze lag. Wenn man von der Hauptstraße am Ende des Dorfes in die Heidentalstraße abbog, standen am linken Straßenrand einzelne Häuser (heute ist dort eine Siedlung), rechts säumten Ausläufer des Teutoburger Waldes die Straße.

Oft nahm uns auf dem Heimweg der Postbote in seinem Auto mit, wenn er uns alleine aufgabelte, denn nicht immer hatten wir gemeinsam Schulschluss. Im Wagen

gab es nämlich außer dem Fahrersitz nur einen weiteren, die hintere Sitzbank war zugunsten des Stauraums für Pakete und Briefkisten entfernt worden. Er drückte uns dann immer unsere Post in die Hand, so konnte er etwas Zeit sparen und musste nicht jedes Haus im Heidental anfahren, die sich dort weit verstreut unter die Bäume ducken.

Ich wusste genau, in welchem Zeitraum der Postbote dort vorbeikam, und das sollte mir noch sehr zu Gute kommen. Während ich noch in der Grundschule mit Bestnoten in allen Fächern glänzte – bis auf Sport – drehte sich dieses Verhältnis auf dem Gymnasium nahezu komplett um. Es kam, wie es kommen musste, schließlich war sogar meine Versetzung gefährdet. Mein Klassenlehrer kündigte mir dann auch einen blauen Brief an, der meine Eltern darüber in Kenntnis setzen sollte, dass ich vermutlich das Klassenziel nicht erreichen würde, sollte sich meine Einstellung zum Lernen nicht deutlich ändern. „Ihr Sohn ist nicht dumm, aber ein fauler Hund“, sagte er später einmal meiner Mutter auf einem Elternsprechtag, und damit hatte er leider Recht.

Die Briefe waren damals tatsächlich blau. So passte ich den Postboten täglich ab, manchmal musste ich die letzten Schulstunden dafür schwänzen, um rechtzeitig an Ort und Stelle zu sein. In solchen Dingen war ich gut, und mein Plan ging tatsächlich auf. Ich wartete täglich an einer Häuserecke, bis das gelbe Postauto unten an der Straße auftauchte.

„In letzter Zeit treffe ich Dich aber erstaunlich oft hier“, meinte der Briefträger, als er mir zum wiederholten Male in dieser Woche die Beifahrtür öffnete.

„Projektwoche, da haben wir immer etwas eher Schulschluss“, log ich knapp und ohne rot zu werden. Wie immer ließ er mich an der Stelle aus dem Auto, wo eine Seitenstraße von der eigentlichen Heidentalstraße abzweigte und zu unserem Haus führte. Er drückte mir zwinkernd die Post in die Hand. Ich habe keine Ahnung, ob ich mir das einbildete, aber ich hatte das Gefühl, er habe mich durchschaut, denn an diesem Tag befand sich tatsächlich ein blauer Brief unter der übrigen Post: der Absender war das Gymnasium Leopoldinum II.

Natürlich enthielt er den entsprechenden Hinweis an meine Eltern, dass meine Noten in Englisch, Latein und Mathematik nicht ausreichend seien und damit, mangels Ausgleich in anderen Fächern, meine Versetzung in das nächste Schuljahr äußerst fraglich sei. Weiterhin wurde aufgeführt, dass mein Betragen oft den Unterricht störe, was auch diverse Eintragungen in das Klassenbuch belegen würden, und dass die Schulleitung dringend um ein persönliches Gespräch bitte. Das Schreiben sei von einem Erziehungsberechtigten zu unterschreiben und binnen einer Woche meinem Klassenlehrer vorzulegen.

Da hatte ich nun den Salat. Das Abfangen des Briefes nutzte mir herzlich wenig, ich musste auch noch die Unterschrift fälschen, was ich dann auch tat. Meine Mom hatte damals schon Rheuma in den Fingern und ihre Schrift sah daher immer etwas krakelig aus. Es war ein leichtes, sie zu fälschen, und meine Unterschrift war

tatsächlich von der echten nicht zu unterscheiden. Doch genau das sollte mir zum Verhängnis werden.

Natürlich flog die Sache auf. Mein Klassenlehrer dachte, bei der krakeligen Handschrift könne es sich nur um eine Fälschung handeln! So rief er schließlich bei meinen Eltern an. All meine Mühe war umsonst gewesen. Viele Jahre später hörte ich dann zufällig das Lied „Zeugnistag“ von Reinhard Mey im Radio. Es passt so gut zu meiner Geschichte, dass ich hier ein paar Zeilen zitieren möchte, es trieb mir beim Zuhören die Tränen in die Augen:

*„So, jetzt ist es passiert, dacht‘ ich mir, jetzt ist alles aus,
nicht einmal eine 4 in Religion.*

*Oh Mann, mit diesem Zeugnis kommst du besser nicht nach Haus,
sondern allenfalls zur Fremdenlegion.*

*Ich zeigt‘ es meinen Eltern nicht und unterschrieb für sie,
schön bunt, sah nicht schlecht aus, ohne zu prahl‘n!*

*Ich war vielleicht ‘ne Niete in Deutsch und Biologie,
dafür konnt‘ ich schon immer ganz gut mal‘n!*

*Der Zauber kam natürlich schon am nächsten Morgen raus,
die Fälschung war wohl doch nicht so geschickt.
Der Rektor kam, holte mich schnaubend aus der Klasse raus,
so stand ich da, allein, stumm und geknickt.*

*Dann ließ er meine Eltern kommen, lehnte sich zurück,
voll Selbstgerechtigkeit genoss er schon
die Maulschellen für den Betrüger, das mißrat‘ne Stück,
diesen Urkundenfälscher, ihren Sohn.*

*Mein Vater nahm das Zeugnis in die Hand und sah mich an
und sagte ruhig: „Was mich anbetrifft,
so gibt es nicht die kleinste Spur eines Zweifels daran,
das ist tatsächlich meine Unterschrift.“*

*Auch meine Mutter sagte, ja, das sei ihr Namenszug.
Gekritzelt zwar, doch müsse man versteh‘n,
dass sie vorher zwei große, schwere Einkaufstaschen trug.
Dann sagte sie: „Komm, Junge, lass uns geh‘n.“*

Dies ist zumindest - was mich betrifft - der wesentliche Teil des Liedes. Mein alter Herr war zwar nicht so verständnisvoll, wie der von Reinhard Mey, später bekam ich eine gehörige Tracht Prügel für meine Urkundenfälschung, aber zumindest haben meine Eltern mich damals nicht beim Direktor verpiffen, dafür war ich ihnen schon sehr dankbar.

Und wieder bin ich völlig vom eigentlichen Thema abgewichen, doch während ich schreibe, stellen sich diese beinahe vergessenen Erinnerungen wieder ein und schleichen sich in meine Geschichten. Aber irgendwie leben sie auch davon.

Doch zurück zu unserer Erdmulde: Im Wald neben der Straße gab es mehrere natürliche Senken, die über die Pfade, die der Wildwechsel hinterließ, einfach zu

erreichen waren, aber dennoch versteckt lagen. Spaziergänger kamen hier so gut wie nie vorbei. Eine dieser Mulden füllten wir zunächst mit dem Laub der Umgebung bis zum Rand, um uns von einem Ast eines nahestehenden Baums in die gut ausgepolsterte Grube plumpsen zu lassen. Es machte einen Heidenspaß!

Eine noch tiefere Mulde, man konnte beinahe darin stehen, deckten wir mit Ästen und Zweigen der Umgebung ab, doch sie reichten nicht, und so fällten wir kurzerhand eine große Fichte, nur mit einem Beil und einer Säge. Wir benötigten mehrere Stunden dafür, und im Grunde ist so etwas sehr gefährlich: Der Baumstamm kann beim Fallen hochspringen und dabei eine derartig große Wucht entwickeln, dass er einen erschlägt. Manch ein Waldarbeiter, obwohl diese sich in solchen Dingen auskennen, verlor dabei sogar sein Leben, also auf gar keinen Fall nachmachen! Ganz abgesehen davon, dass heutzutage sehr hohe Geldstrafen für derartige Sachbeschädigungen verhängt werden.

Der Baum wurde entastet und die Zweige in das Dach eingeflochten, so dass unsere Bude nahezu dicht war und bei Regen Schutz bot. Dennoch gaben wir sie bald wieder auf, aus Angst, erwischt zu werden, denn der Baumstumpf in der Nähe musste einfach Rückschlüsse auf die Erbauer dieser Behausung zulassen.

Es folgten noch einige Bauten, ich will und kann sie hier gar nicht alle aufzählen. Doch zwei von ihnen sind auf jeden Fall noch eine Erwähnung wert.

Eines war ein Baumhaus. Kein richtiges Baumhaus, dafür war es nicht hoch genug, aber man benötigte schon eine Leiter, um hinauf zu kommen. Wir hatten es am Rande des Grundstücks von Andis Haus errichtet. Zugegeben, es war kein wirkliches Versteck, aber das Haus von Andis Eltern war umgeben von einer großen Weide, die sich den Hang hinauf zum Wald Richtung Bielstein zog. Das letzte Stück war schon recht steil, und so hatten wir dort meist unsere Ruhe.

Wir bauten unser Baumhaus im Frühling. Andis Schwester hatte einen Austauschschüler aus Frankreich zu Gast. Pascal war nicht gerade ein sportlicher Typ und dazu übergewichtig, um es mal vorsichtig auszudrücken. Heute würde er auf dem Schulhof vermutlich gar nicht weiter auffallen, aber damals waren die Kinder eher schlank, und wenn ein Kind mal etwas zu viel auf den Hüften hatte, dann war es auf eine Krankheit zurückzuführen. Was aber viel schlimmer war: Pascal war ein echter Jammerlappen! Das einzige Wort, was Andi und ich damals auf Französisch beherrschten war ... nein, nicht „merci“ ... sondern „merde“. Und Pascals Deutschkenntnisse waren nicht viel besser. Mit Andis Schwester konnte er sich bestens verständigen, ihr Französisch hörte sich für uns perfekt an. Aber er war ja eigentlich in Deutschland, um seine Sprachkenntnisse aufzufrischen. So wurde er von Andis Mutter abkommandiert, die Tage mit uns zu verbringen.

Aber das einzige, was wir von ihm zu hören bekamen, war „Scheiße, Scheiße, Scheiße“, während er gemeinsam mit uns die Holzbohlen den Hang hinaufschleppen musste, und „Isch kann niecht märr!“, kaum dass er auch nur ein Brett hochgehoben hatte. Aber Andi und ich kannten kein Erbarmen. Ich glaube, Pascal hasst jetzt

Deutschland. Und ganz sicher ist er mit einigen Kilos weniger auf den Rippen wieder heimgekehrt.

Unser Baumhaus nahm immer mehr Form an, und nach einigen Tagen war es so weit fertig gestellt, dass eine kleine Einweihungsfeier fällig war. Ich weiß noch, wie wir mit Coca Cola und Chips auf der kleinen Plattform vor unserem Baumhaus saßen und den Sonnenuntergang über dem Wald genossen, der das Hermannsdenkmal auf der anderen Seite des Tals in goldenes Licht tauchte. Pascal mussten wir die Cola-Dosen aufmachen. Beide Daumen waren dick verbunden, weil er sich beim Nägel einschlagen gleich die Finger blau gehauen hatte, denn wir hatten darauf bestanden, dass er, nachdem er sich den linken Daumen lädiert hatte, eben mit der anderen Hand weitermachen musste. Es war wirklich eine harte Zeit für ihn im schönen Allemagne.

Aber irgendetwas fehlte in unserem Baumhaus, etwas, mit dem wir die nächste Komfortstufe unserer Hütten erreichen konnten. Da fiel mir der alte Eisenofen wieder ein, der noch unter der alten Eiche liegen musste. Einen Ofen im Baumhaus, das hatte keiner, den wir kannten!

Gesagt getan, und so machten wir uns noch an diesem Abend auf, den Ofen zu holen. Pascal ging mürrisch hinter uns her. Wir hatten die Schubkarre dabei, und ihm graute vor einem weiteren arbeitsreichen Abend, was sich dann auch bewahrheiten sollte: Der Ofen war dermaßen schwer, dass wir Schwierigkeiten hatten, ihn überhaupt in die Karre zu wuchten. Wie wir das schwere Ding ins Baumhaus hinauf bekommen sollten, war uns da auch noch nicht klar, aber erst einmal mussten wir ihn überhaupt dorthin bekommen. Nach einer guten Stunde waren wir dann endlich am Ziel; Andi und ich schwitzend und glücklich, Pascal am Ende seiner Kräfte. Dabei hatte er weder geholfen, den Ofen in die Karre zu heben, noch hatte er diese auch nur einen einzigen Meter geschoben. Konnte er ja auch mit seinen Daumen nicht, aber wovon war er dann bitte so abgekämpft? Wir hatten damals nur wenig Verständnis für ihn.

Auf abenteuerliche Weise wurde der eiserne Ofen ins Baumhaus gehievt. Bis heute weiß ich nicht mehr, wie wir das hinbekommen haben - aber irgendwann hatten wir es irgendwie geschafft. Es war schon spät, die Sonne lange untergegangen, aber natürlich sollte der Ofen hier und jetzt ausprobiert werden. Holz war schnell gesammelt, altes Zeitungspapier zum Anzünden hatten wir ebenfalls, und so fackelten wir nicht lange – im wahrsten Sinne des Wortes!

Dumm war bei dieser ganzen Geschichte nur, dass der Zahn der Zeit inzwischen an dem Ofen genagt hatte. Der Rost hatte hier und da ein Loch in die Brennkammer gefressen. So quoll der Rauch nicht wie geplant aus dem alten Ofenrohr, sondern durch alle Ritzen des Ofens in den Innenraum unseres Baumhauses. Das Holz, welches wir gesammelt hatten, war auch noch nicht ausreichend trocken, so qualmte es umso mehr. Die Flammen suchten sich ebenfalls einen Weg aus ihrem eisernen Gefängnis und drohten, auf das ganze Baumhaus überzugreifen. Wir schütteten den

Inhalt der letzten verbliebenen Cola Dosen ins Feuer – es zischte und rauchte nur noch schlimmer, denn das meiste davon verdampfte bereits auf dem glühend heißen Ofen.

Der Bach war zu weit weg, was sollten wir also tun, um das Feuer zu löschen? Es blieb nur noch eine Möglichkeit: Auspinkeln! Dabei mutierte unser Pascal allerdings zum wahren Helden. Wir dachten schon, er würde nie mehr aufhören, zu pillern!

Aber selbst der Urin aus seiner überdimensional erscheinenden Blase reichte nicht aus, das Feuer endgültig zu löschen. Und es stank einfach nur bestialisch! Schließlich holten wir noch einen Spaten aus einer nahen Scheune, und schaufelten Erde auf das Feuer, um es zu ersticken, was zum Glück dann auch gelang. Das Baumhaus war allerdings jetzt und in der Zukunft unbewohnbar geworden. Der Geruch von verbranntem Urin steckte in den angekohlten Holzbohlen, selbst Wochen später konnte man es dort nicht aushalten. Dieses Mal sagte sogar Pascal: „Merde!“

Doch wer jetzt denkt, das war nun der Teil der Geschichte, die zum Titel „Waldbrand!“ gehört, der irrt gewaltig! Es geht noch weiter. Noch im Herbst desselben Jahres begann unser nächstes „Bauvorhaben“. Wir entdeckten beim Pilze sammeln ein kleines Fichtenwäldchen. Dort standen die Bäume so dicht, dass selbst bei starkem Regen kein Tropfen auf dem von Reisig übersäten Waldboden fiel. Das Astwerk war so verwoben, dass wir ohne das nötige Werkzeug nur ein bis zwei Meter in das Dickicht hineingelangten.

Doch das sollte uns nicht hindern. „Bewaffnet“ mit Heckenschere, Axt und Säge kehrten wir zurück und schnitten uns einen Tunnel bis in das Herz dieser Lichtung. Die Pilze hatten wir schon lange vergessen. Am Ende unseres Tunnels hackten und brachen wir im Laufe der folgenden Tage eine regelrechte Höhle aus dem dichten Astwerk heraus. Der weiche Reisigboden lud zum Ausruhen ein, und bald darauf hielten wir unser erstes Picknick im Dämmerlicht dieses Wäldchens ab. Dabei stellten wir fest: Ein gemütliches Feuerchen musste her!

Heute erscheint es mir unvorstellbar, wie unglaublich gedankenlos wir damals waren! Der gesamte Waldboden war zentimeterdick mit Reisig bedeckt – trockene Fichtennadeln, die wie Zunder brennen konnten! Wir schoben sie zwar ein wenig beiseite und sicherten unsere Feuerstelle mit Felssteinen aus dem nahen Bach ab, aber das Ganze war dennoch im höchsten Maße leichtsinnig. Der kleinste Funke hätte eine Katastrophe auslösen können! Wir saßen also um unser kleines Feuerchen und fütterten es beinahe andächtig mit kleinen, trockenen Ästen. Die trockenen Fichtennadeln knisterten herrlich, wenn die Flammen nach ihnen leckten. Es duftete wunderbar nach verbrennendem Harz, und ein kleiner Rauchfaden suchte sich seinen Weg durch die dichten Zweige der Fichten über uns in den Himmel.

Glücklicherweise fuhr in diesem Moment der Förster auf dem nahen Martsiekweg mit seinem Geländewagen vorbei. Sicher hat er sich darüber gewundert, dass aus der Mitte des Fichtenwäldchens blauer Rauch aufstieg. Dann stand er plötzlich vor uns wie ein Racheengel! Sein Gesicht war ohnehin immer etwas gerötet, sicher trank

er gerne den ein oder anderen Wacholder und rauchte dazu eine gute Zigarre. Aber in diesem Moment war er knallrot vor Zorn, dass man Angst haben musste, sein Kopf würde im nächsten Moment zerplatzen. Seine Halsschlagadern traten wie bei einem Gewichtheber hervor, und die Augen drohten aus ihren Höhlen zu springen.

„Seid ihr jetzt vollkommen durchgedreht? Wie hirnverbrannt seid ihr eigentlich?“ schrie er und goss zwei Eimer Wasser in die Flammen. Er war vermutlich gerade von der Kierung zurück. So nennt man es, wenn man das Wild mit Mais und ähnlichen Leckereien in die Nähe der Hochsitze lockt. Die Eimer waren nun leer, und er hatte in weiser Voraussicht wohl gleich zwei davon im nahen Bach gefüllt, um gegen das offensichtliche Feuer vorzugehen.

„Ich hätte euch für intelligenter gehalten! Seht ihr nicht, dass hier alles trocken wie Zunderholz ist?“ Wutentbrannt scharrte er mit dem Fuß im den Boden bedeckenden Reisig und brach wie zum Beweis einige der trockenen Äste einer Fichte ab. „Wäre ich nicht zufällig hier vorbeigekommen, hättet ihr vermutlich einen Waldbrand entfacht!“

Er hielt uns zu Recht eine ordentliche Standpauke. Was alles hätte passieren können, die vielen Nester in den Bäumen, was ein Feuerwehreinsatz kostete, ganz abgesehen von dem Schaden, den das Feuer angerichtet hätte. Er schrie und tobte, war völlig außer sich! Und die Gefahr war bei weitem nicht gebannt: Unter dem zentimeterdicken Reisig konnte sich die Glut bereits ausgebreitet und unbemerkt einen Schwelbrand entfacht haben, der sich jederzeit durch einen leichten Wind wieder zu einem richtigen Feuer entwickeln konnte. Unsere gerechte Strafe lies dann auch nicht lange auf sich warten. Der Förster hieß uns, weitere leere Eimer aus seinem Kofferraum zu holen, mit Wasser aus dem Heidebach zu füllen, der in etwa einem halben Kilometer Entfernung vorbeifloss, und sie so oft im Fichtenwald auszugießen, bis der gesamte Waldboden mit Wasser durchtränkt war.

Stundenlang schufteten wir unter den wachsamen Augen des Försters, der bei geöffneter Tür in seinem kleinen Jeep saß, Butterbrote verspeiste und hin und wieder nach einer Tasse Kaffee aus der Thermoskanne einen kleinen Schluck aus seinem Flachmann nahm. Zwischendurch las er die Zeitung und rauchte Zigarren. Jedes Mal, wenn wir in der Hoffnung, dass unserer Schuld genüge getan sei, vor ihm standen, schickte er uns unerbittlich ein weiteres Mal mit den leeren Eimern zum nahen Bach. Danach hatten wir mindestens eine Woche Muskelkater, Rücken und Schultern schmerzten, und vorerst war uns die Lust aufs Budenbauen vergangen. Aber letztlich waren wir glimpflich davon gekommen, wenn man bedenkt, dass wir beinahe eine Katastrophe ausgelöst hatten. Heute danke ich dem Förster, dass er uns damals so dermaßen „in den Arsch trat“. Unbewusst hat er damit einen Grundstein für unseren späteren Sinn für Natur- und Umweltschutz gelegt.